

Meine indische Ehe

Autor(en): **Hauswirth, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 37

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meine indische Ehe

VON FRIEDA HAUSWIRTH (Mrs. Sarangadhar Das)

Autorisierte Uebersetzung von Jeanne Krünes und Hans Hauswirth

Über Indien ist schon eine Unmenge Papier verrieben worden, und was uns an Büchern mit und ohne Bilder das ferne Land deuten will, füllt ganze Spezialkataloge. Warum bringt da eine Schweizerin den Mut auf, zu den ungezählten Schriften noch ein weiteres Indienbuch zu liefern und auf eine große Leseerschaft zu hoffen? Weil sie, die Bernerin Frieda Hauswirth-Das, mit ihren Aufzeichnungen die gefamte Indien-Literatur um etwas Absonderliches, etwas Einmaliges bereichert. Nicht irgendein Feuilletonist meldet uns hier wohlgeschliffene Reifeindrücke oder zurechtgestutzte Abenteuer, nein, hier erzählt eine Frau ihr Suchen und Hoffen, ihr Verzagen und Verfallen, ihr Wollen und Vollbringen, ihr Leben und Schicksal. Sie ist mit einem Hindu verheiratet und diese ihre Ehe öffnet ihr Einblicke in ein Indien, das kein Weißer vor ihr so von Grund auf kennenlernen, so zutiefst aus dem Weltanschaulichen heraus begreifen durfte. Frieda Hauswirth ist gebürtige Bernerin. Sie ging mit ihren Eltern als Kind nach den Vereinigten Staaten, kam als junges Mädchen eine zeitlang wieder nach der Schweiz zurück, wo sie in Bern die Handelsschule besuchte. Nach ihrer Rückkehr nach Amerika wurde sie Hörerin der Stanford University in Kalifornien. Bereits damals befaßte sie sich eingehend mit dem Studium indischer Philosophie und Literatur, die ihrem Empfinden besonders zusagten. Später verheiratete sie sich mit ihrem indischen Studienkollegen Sarangadhar Das, der einer hochachtbaren Hindu-Familie entstammte. Mit ihm kam sie nach Indien, in das Land ihrer Sehnsucht und ihrer Liebe, - das sie dennoch nach Jahren heißen Kampfes und ruhelosen Bemühens, zerbrochen durch die unüberwindlichen Kastenschranken, wieder verlassen mußte. Frieda Hauswirth-Das ist auch eine treffliche Malerin. Ihr Bild von Gandhi gilt als das beste, das vom Mahatma gezeichnet wurde, der Begegnung mit ihm widmet sie ein besonderes Kapitel ihrer Aufzeichnungen, die in englischer Sprache unter dem Titel «A marriage to India» bereits erschienen sind und eine über Erwarten große Leseerschaft gefunden haben.

Heirat und junge Ehe.

I.

Endlich lief mein Schiff im Hafen von Bombay ein und ich sah Indien, meine neue Heimat, das Land meines Gatten, zum erstenmal! Mit welcher Freude, welche hochgespannten Erwartungen kam ich hierher. War es nicht ein Ereignis von Bedeutung, wenn eine moderne weiße Frau, die dank ihrer Erziehung und ihrem Studium dazu berufen war, voll Verantwortungsgefühl ihre Aufgabe auf sich zu nehmen, den Angehörigen einer alten Kultur-rasse heiratete? Indes, ich war nicht weise, sondern begeistert.

Die erste Illusion, die mir genommen wurde, war die Vorstellung, daß Indien mich mit offenen Armen willkommen heißen würde. Schon als wir noch an Bord des Dampfers waren, gingen englische Mitreisende, als sie gesehen hatten, wie ich meinem Hindu-Gatten zuwinkte, der auf der Anlegebrücke auf mich wartete, nur mit einem Kopfnicken oder indem sie mich völlig ignorierten, an mir vorbei. Jetzt, wo wir in Indien waren, wollten sie nichts mehr von einer weißen Frau wissen, die ihre sorgsam errichteten Rassenschranken durchbrochen hatte.

Am Zoll gab es Aufenthalt: Alleinreisende Engländer, englische Damen, die von ihren Landsleuten abgeholt wurden, jedes weiße Antlitz wurde vor mir abgefertigt — weil meine Begleiter braune Gesichter hatten.

Nachmittags fuhren wir durch den Bazar von Bombay: herrliche Farben und Gesichter; unglaublich enge, vernachlässigte und schmutzige Straßen; Bettler, die abstoßende Geschwüre zur Schau stellten; Hunde und Katzen, bis auf Haut und Knochen abgemagert und zum Teil so rüdig, daß sie nicht ein Haar am Körper hatten. Dann weiter nach dem englischen Bombay: hier standen schöne Bungalows zwischen schattigen Bäumen; Parks, glatte breite Straßen, reiche Wagen. Was für Gegensätze!

Die nächsten Wochen verbrachten wir mit der Wohnungssuche. Mein Mann und seine Freunde suchten einzeln; wir beiden suchten zusammen — vergebens. Die Kosten für Wagen und Taxis wuchsen erschreckend.

«Warum fahren wir nicht mit der Straßenbahn, Sarang?»

«Das geht nicht; nur die unteren Klassen benutzen sie. Meine Stellung und dein weißes Gesicht gestatten das nicht.»

Hier stieß ich zum erstenmal auf die Klassenschranken. Schließlich machte ich mich allein auf die Wohnungssuche. Ich dachte, so mehr Erfolg zu haben. Auch hier stieß ich auf Kasten-, Glaubens- und Rassenprobleme: Es gab Wohnung nur für Parsen, nur für Hindus, nur für Europäer; aber es gab keine Wohnung für einen mit einer Europäerin verheirateten Hindu, noch gab es Hotels zu angemessenen Preisen für uns beide.

In meiner Verzweiflung ging ich endlich nach einer der feinsten Pensionen, bereit, ihren hohen Preis zu zahlen, da dies immer noch weit billiger sein würde als unser Hotelaufenthalt. Ich wurde von einem geräuschlosen, barfüßigen Diener in ein großes, kühles Wohnzimmer geführt und stand nach einigen Minuten der englischen «Dame des Hauses» gegenüber,

Wir gefielen einander instinktiv. Nur ein einziges Zimmer war frei, aber ich war froh, überhaupt eins zu erhalten, und wir kamen überein, daß wir am nächsten Morgen einziehen sollten. Im Fortgehen sagte ich beiläufig: «Sie haben natürlich aus meinem Namen herausgehört, daß mein Mann ein Hindu ist.»

Die Veränderung in ihrer Miene war verblüffend. Verlegen stammelte sie:

«O, nein — nein. Ich habe ihn nicht richtig verstanden.» Dann faßte sie sich und sagte einfach und offen: «Das tut mir wirklich sehr, sehr leid. Sie hätte ich gerne aufgenommen, doch einen Eingeborenen würden meine anderen Gäste nicht dulden.»

Wo war das Indien, das ich suchte, mit seinen Jahrhunderte alten Traditionen geistiger Ruhe und geistiger Errungenschaften, großer, uneigennütziger Hingabe, tiefer Gleichgültigkeit gegenüber weltlichem Erfolg, lächelnd nachsichtiger Abneigung gegen den wahn sinnigen Wettlauf des Westens nach einem vergeblichen Ziel?

Fast war ich geneigt, meine eigene Rasse der oberflächlichen Geltendmachung eines Ueberlegenheitsgefühls anzuklagen, das meiner Ueberzeugung nach nichts als ein Furchtkomplex war, der ein Bewußtsein von Untertanen-

heit ver barg. Die weiße Rasse ist in gewissen Teilen der Erde nicht imstande, sich anders zu behaupten, als durch Anwendung von Gewalt und Einschüchterung. Gerade als ich mich mit dieser Ueberzeugung abfinden wollte, kam diese Theorie ins Schwanken. Ich wurde gewahr, daß der Mohammedaner sich über dem Hindu, der Brahmine sich über dem Nicht-Brahminen erhaben fühlt. Es wurde mir klar, daß die Kluft zwischen Engländern und Hindus nicht um ein Jota größer ist, als die zwischen hoher Kaste, niedriger Kaste und den Ausgestoßenen.

Nach Wochen fruchtlosen Suchens nach einer Wohnung nahmen wir schließlich die Einladung der beiden ledigen Ingenieure an, bei denen Sarang vor meiner Ankunft gewohnt hatte, ihre Wohnung zu teilen. Es waren nur zwei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer vorhanden, ein recht kleines Quartier für vier Personen und zwei Diener; aber wir ergriffen gerne diese Gelegenheit, um den furchtbar hohen Hotelkosten zu entgehen.

II.

Der Herrscher meines Mannes, der Maharadscha von Dhenkanal, einem kleinen Eingeborenensaat in Orissa, hatte den sechzehnjährigen Sarang zum Studium auf die Universität von Kalkutta geschickt. Dies war um die Zeit, als Rußland von Japan besiegt wurde und die Augen ganz Asiens sich in Ueberraschung und Hoffnung Japan zuwandten. Es fand ein Auszug von Hindu-Studenten nach dem zukunftsreichen Lande statt, und auch der Maharadscha bewilligte Sarangs Gesuch, die Universität in Tokio zu besuchen. Nach zwei Jahren ziemlich fruchtloser Arbeit hatte jedoch Sarang es sich in den Kopf gesetzt, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, da die technische Ausbildung auf dem Gebiete der Industrie und der Landwirtschaft in Amerika weit beser war. Er bat um die Erlaubnis, sich nach Amerika begeben zu dürfen. Postwendend traf ein Brief von seinem Maharadscha ein:

«Ich habe dich fortgeschickt, um die Zuckerherstellung zu studieren. Du bist in Kalkutta gewesen. Du bist der erste meiner Untertanen, der über See gefahren ist. Du hast dich zwei Jahre in Japan aufgehalten. Du weißt genug. Komme zurück!»

Sarang kehrte weder zurück, noch antwortete er. Ein paar Monate schränkte er seine Ausgaben auf das aller-nötigste ein und dann reiste er mit dem ersparten Gelde in der dritten Klasse nach Seattle. Erst von dort schrieb er seinem Maharadscha, daß er sich in den Vereinigten Staaten befinde und im Begriffe stehe, die Universität zu beziehen.

Seinem Briefe wurde die denkbar einfachste Antwort zuteil:

«Du hast den Befehlen deines Herrschers nicht gehorcht. Dein Zuschuß wird fortan gesperrt!»

Nie wieder erhielt er einen Rapen und so sah sich dieser junge Mann aus einer hohen Kaste Indiens, in dessen Milieu man in mühelosem Behagen und voll Verachtung für körperliche Arbeit dahinlebte, vor das Problem gestellt, zu gleicher Zeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen und sich eine amerikanische Universitätsbildung anzueignen.

(Fortsetzung Seite 1190)



FRIEDA HAUSWIRTH-DAS

im indischen Sari

Aufnahme Bassano, London

Schön sein
heißt
gepflegt sein



Richtige Hautpflege bedingt weiches Wasser! Leitungswasser ist meist hart und für die Haut schädlich. Setzen Sie daher Ihrem Waschwasser stets etwas

KAISER-BORAX

zu. Er nimmt jedem Wasser alle Härte und macht es wunderbar weich. Täglich angewendet erhält der Teint auf natürliche Weise ein reines, frisch-gesundes, straffes und verjüngtes Aussehen.

Kaiser-Borax ist parfümiert und unparfümiert überall erhältlich.

*Ob es regnet, ob es heiter,
wir rauchen fröhlich Splendid weiter*



Marke Negerkopf
im Dreieck

Habana-Stumpfen



Preis Fr. 1.—

Hediger Söhne, Cigarrenfabrik, Reinach



fabriziert in der Zweigfabrik

DOTTIKON AARGAU

Schuhe von Fr.

13⁸⁰ an



Unsere Kunden wissen:

Bally verkauft nicht in erster Linie Preis,
sondern Qualität:

Bally ist preiswert, Bally ist zuverlässig,
und immer modgerecht – sogar in den
Anfangspreislagen.

BALLY



Qualität

Nachdem er sein Studium der landwirtschaftlichen Industrie in Angriff genommen hatte, verbrachte er die Sommerferien mit praktischer Arbeit in den Zuckerraffinerien und auf den Rübenfeldern Kaliforniens. Er war einer der über dreißig Hindu-Studenten, die um das Jahr 1910 herum die Universität von Kalifornien besuchten. Von starkem Nationalbewußtsein erfüllt, waren die meisten dieser Studenten bestrebt, so zu leben, daß ein Abglanz davon auf ihr Mutterland zurückfallen würde. Die Hindus verpaßten keine Gelegenheit, Vorträge zu veranstalten, sei es von einem Redner aus ihrer Mitte oder von prominenten Indern, die durch San Franzisko kamen. Ich nahm einmal an einer solchen Veranstaltung teil, einem von Bildern umrahmten Vortrag über indische Frauen.

Als dieser Vortrag beendet war und die Zuhörerschaft sich verzogen hatte, blieben noch drei oder vier Hindus, die von der Universität von Kalifornien zu Besuch gekommen waren, zurück und brachten vor, was sie und ihre Kameraden alles tun würden, um die Dinge in Indien zu ändern. Natürlich sollten die Engländer hinausgeworfen werden. Dann würden die Maharadschas abgesetzt, Vereinigte Staaten von Indien gegründet, Kaste und Schleier durch Gesetz beseitigt, Tempel geplündert, mit dem Gelde Schulen und Städte gesäubert werden. Es war alles so furchtbar einfach und sicher!

Hier sah ich mir zum erstenmal einen sehr jungen und im Augenblick ruhigen Hindu-Studenten aus Berkeley genauer an. Mit einem belustigten Lächeln hörte er schweigend dem Wortschwall seiner Freunde zu. Schließlich sagte er: «Das ist alles ganz gut, aber ihr könnt doch nicht ewig Tempel plündern. Um all das zu tun, was ihr vorhabt, bedarf es wirtschaftlichen Rückgrats. Nein, ich will der verachtete Bauer sein. Ich will meinen Zucker bauen und mit den althergebrachten kapitalistischen Mitteln, die ihr jetzt verschreit, Geld anhäufen. Schließlich werdet ihr alle doch zu mir kommen müssen, um euch das nötige Geld für den Fortbestand eurer Schulen und Krankenhäuser zu holen.»

Ich wandte mich zu den anderen, wies auf ihn und lachte spottend: «Das ist euer Zukunftskapitalist, euer Zuckerkönig!» Aber etwas in seiner ruhigen, belustigten Sicherheit machte mir den Eindruck, daß er stärker und vernünftiger sei als die anderen.

Dieser junge Hindu war Sarangadhar Das, und der Spottname «Zuckerkönig», den ich ihm so leichtthin verliehen hatte, blieb an ihm haften.

Ich besuchte damals die Stanford-Universität, an die ich direkt aus meiner Heimat, der Schweiz, gekommen war.

Unter dem Einfluß meiner Hindufreunde wechselten meine Interessen allmählich von indischer Philosophie und Literatur hinüber zu der sozialen und wirtschaftlichen Seite des indischen Lebens, zu seiner Geschichte und Politik.

Ich hatte damals alle meine Studien und Bemühungen auf den Zweck konzentriert, nach Indien zu gehen, um erzieherische Arbeit zu leisten. Als diese Pläne plötzlich von außen her durch die Verweigerung des britischen Pafvisums zum Scheitern gebracht wurden, wußte ich absolut nicht, was ich tun sollte. In meiner großen Ratlosigkeit schrieb ich an Sarangadhar Das, der damals seine theoretischen Studien beendet hatte und nun als erster Chemiker der Paia Zuckerfabrik in Maui auf Hawaii seine praktischen Erfahrungen sammelte. Seine Antwort auf meinen Brief war ein erneuter Heiratsantrag und eine Bitte, ich möchte während des Krieges zu ihm nach Hawaii kommen; danach könnten wir dann zu gemeinsamer Arbeit nach Indien fahren.

Ich antwortete, ich möchte nicht, daß jemand sagen könnte, ich sei um eines Mannes wegen nach Indien gegangen; ich wolle um Indiens und meiner selbst willen dorthin gehen. Ich schrieb: Laß uns beide unabhängig voneinander hinfahren und Fuß fassen. Wenn es uns dann wünschenswert scheint und unser beider Arbeit davon Nutzen hat, können wir immer noch heiraten.

Tatsächlich dachte ich damals überhaupt nicht an die Ehe. Wonach ich ein viel größere Bedürfnis empfand, das war Raum für Betätigung als unabhängige Arbeiterin. Sarang und ich waren fast sechs Jahre lang gute Freunde gewesen, seit jenem ersten Zusammentreffen, wo ich ihn «Zuckerkönig» tituliert hatte. Unsere Arbeit auf der Universität hatte uns oft zusammengeführt, und später unterhielten wir einen regelmäßigen und anregenden Briefwechsel.

Mehrere Jahre hindurch hatte er mir des öfteren brieflich einen Heiratsantrag gemacht. Immer wieder hatte er versucht, mir den Gedanken beizubringen, daß ich Indiens Leben und Indiens Bedürfnisse als die Frau eines seiner Söhne näherkommen könnte, denn als fremder Gast.

Jetzt, nachdem meine Pläne vereitelt worden waren, begann ich, nach weiterem monatelangem Briefwechsel, seinen Standpunkt ernstlich in Erwägung zu ziehen und fuhr im Jahre 1917 zu ihm nach Hawaii, wo wir heirateten.

Wir wohnten in einem Bungalow am Rande der See. Ein sittsames, japanisches Mädchen, das einen blumigen Kimono trug und seine kleinen Sandalen wohlgeordnet vor der Tür stehen ließ, besorgte die grobe Hausarbeit

für mich. Sonntags badeten Sarang und ich in der schönen warmen See, oder wir machten Wanderungen in die Berge.

Sarangs Arbeit hielt ihn von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends in der Zuckerfabrik fest. Während dieser Zeit war ich ganz allein, zwölf lange Stunden. Tage wurden zu Wochen, Wochen zu Monaten, ohne daß etwas Bemerkenswertes meine Einsamkeit unterbrach. Ich saß in meinem Bungalow und machte Pläne, was wir in Indien alles tun würden. Auf einem ausgedehnten Areal fruchtbaren Landes mit großen Bäumen, Teichen und Dörfern in der Nachbarschaft würden wir Musterhäuser für Arbeiter bauen. Wir würden eine Apotheke einrichten, eine Schule, vielleicht mit Abendklassen für die Arbeiter, ein Fürsorgeheim für schwangere und stillende Mütter. Durch unser Kommen sollte alles für jedermann besser werden.

Als die ersten Friedensverheißungen dämmerten, gingen Sarang und ich nach Kalifornien zurück, wo er noch einige Arbeiten an der Universität abschließen wollte, ehe er nach Indien fuhr. Um mir die Zeit zu vertreiben und in Erfüllung eines lange zurückgedrängten Wunsches, dem ich bisher wegen Geld- und Zeitmangel nicht hatte nachgeben können, begann ich Kunststudien am California Institute of Art in San Franzisko. Ich ahnte nicht, daß diese Tätigkeit all meine früheren Interessen verschlingen würde. Unglaubliche Verzögerungen bei der Ausstellung unserer Pässe, über die wir uns beide damals sehr ärgerten, verschafften mir die Möglichkeit, mir grundlegende Kenntnisse in der Malkunst anzueignen, und ich gewann die Ueberzeugung, daß ich nun endlich die Saite in meinem Leben berührt hatte, die es klangvoll machen würde.

Im Januar 1920 gelangte ein seltsamer Brief nach Kalifornien. Er trug zwei Adressen, die eine in runden, fließenden Oriah-Schriftzeichen, die andere in zaghaften englischen Buchstaben. Blitzartig durchfuhr Sarang die Erinnerung, die ihn augenblicklich in eine kleine Dschungelstadt, ein paar hundert Meilen südlich von Kalkutta zurückversetzte. Er sah seine Mutter vor sich, wie sie jetzt, nach seines Vaters Tode, aussehen mußte: ihr schwarzes, schwarzes Haar zum Zeichen der Trauer geschoren, Arm- und Fußspangen, sowie Kopfschmuck für immer abgelegt. Eine einsame, gebückte Gestalt in weißer Witwenkleidung, das mußte seine Mutter gewesen sein, als sie dem Postläufer diesen Brief übergeben hatte. Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, hatte der Mann auf flinken, nackten Füßen ihn in beständigem Trab über die von Tigern heimgesuchten Berge und durch den Mahanadi, der von Alligatoren und Krokodilen wimmelt, bis nach der nächsten Bahnstation getragen. Im Laufen mußte

**DIE NEUEN
STOFFE**

**VON
GRIEDER
LUZERN & CIE ZÜRICH**



bei Haarausfall

bewirken regelmässige

Waschungen mit

RAUSCH'S
Camillenshampoo

wahre Wunder!

Erhältlich in Coiffeur- und Parfümerie-Geschäften



W. Rausch, Kreuzlingen - Chf.

er abergerissene Stücke der alten Zaubersprüche zu der Begleitung lustiger Glöckchen, die am Ende einer Bambusstange klingelten, hergeleitet haben. Welch besseren Schutz vor herumschleichenden wilden Tieren konnte es für beides, Brief und Mann, geben, als Glöckchen und Zaubersprüche?

Dhenkanal, Orissa, und Bihar, Indien, den 30. Oktober 1919.

Mein Kind,

Der Brief aus Deiner Feder fühlt sich an, als wenn ich die Göttliche Lotos in meinen Händen hielt. Freudentränen flossen mir in Strömen aus den Augen. Ist es wahr, daß ich noch einmal gesegnet sein soll, durch den Anblick Deines geliebten Gesichts, ehe ich von dieser Welt scheidet? Ich bete ständig zu Ischwar, daß es wahr werden möge.

In letzter Zeit hat mein Körper an manchen Uebeln gelitten und ist sehr schwach. Meine irdischen Augen hoffen nicht, den freudenspendenden Märzmond noch zu schauen.

Geliebtes Kind, immer wieder zähle ich die Perlen an dem Rosenkranz meiner Erinnerungen: Deine Kindesliebe zu mir, die kleinen Erlebnisse Deiner Knabenjahre; so viele glückliche Stunden, die schon so lange dahin sind, daß es weh tut. Ich schwanke zwischen der Erwartungsfreude, Dich bald zu sehen, und der Furcht, daß Du zu spät kommen möchtest. Es fällt meinem alten Herzen schwer, zu glauben, daß Du wirklich in den Kammern Deiner Seele beschlossen hast, heimzukehren, nachdem Du uns über zwölf Jahre enttäuschtest. Kommst Du wirklich, mein brennendes Herz zu kühlen? Möge Ischwar es wahr machen! Ich kann es erst glauben, wenn meine ausgetrockneten Augen Dich schauen. Ach, wann wird dieses gesegnete Glück herniedersteigen? Ist es möglich, daß Ischwar mich mit diesem Mitleidstau salben wird und daß ich den unnahbaren Mond des Himmels in meinen Händen halten werde?

Mein Geist wandert hierhin und dorthin, wie die Schlange, die ihre Haut abgestoßen hat. Wo ist meines Kindes immer fröhliches Gesicht? Wo das hungrige Rufen meines staubbedeckten Jungen nach der Schule: «Mutter, schnell etwas zu essen»? All dies erscheint mir wie ein Traum aus einer längst vergangenen Zeit. Ich bade mich in Hoffnung und lege mein Gebet zu den Lotosfüßen Ischwar nieder, auf daß ich nur noch einmal Dir das Essen mit meinen schwachen Händen reichen dürfe. Dann werde ich glücklich sterben. Alles liegt in Ischwar Hand. Ich lebe nur für Dich.

Deine arme Mutter.

Man hatte der alten Mutter gesagt, ihr Sohn habe eine Amerika-Schweizerin geheiratet. Aber mit keinem Wort berührte dieser über die bevorstehende Heimkehr des Sohnes frohlockende Brief dessen Frau. Und doch war ich, die fremde, weiße Frau, über diesen Brief vielleicht ebenso gerührt wie mein Mann. Ich wußte,

welch furchtbarer Schlag es für eine strenggläubige Hindumutter gewesen sein mußte, daß ihr Sohn eine Ausländerin geheiratet hatte. Sie litt sicher schwer an ihrer Liebe für den Sohn und ihrer Furcht vor dem fremden Einfluß ihrer weißen Schwiegertochter. Würde sie es überhaupt je über sich gewinnen, mich als solche zu betrachten?

Ich war bescheiden genug, zu fühlen, daß aus diesem Brief eine Liebe sprach, wie ich sie Sarang nie würde geben können. Keine Handlung oder Haltung meinerseits durfte den höchsten Wunsch, den dieser Brief aussprach, vereiteln. Daher drängte ich Sarang, als er kurze Zeit darauf seinen Paß über Japan nach Indien erhielt, abzureisen, obwohl ich selbst erst später über Europa folgen konnte.

Am Tage dieser Abreise entriß ich meinen Mann dem Trubel des Packens und wir schweiften über die Berge der Marin County. Es war Anfang April. Berg und Tal prangten in der unbeschreiblichen Pracht eines Blumentepichs aus blauen Lupinen und orangefarbenen Mohnblüten. Goldgrün zitterte das Gras unter unseren Füßen; immergrüne Eichen warfen gewaltige Schatten; wohligh krümmten Berge ihre Rücken gegen die streichelnde Hand eines tiefblauen Himmels.

Ein inneres Gefühl sagte mir, daß mein Mann diese Frühlingssprache nie wieder erleben würde.

Von Dienern und ihren Ansichten.

Welcher Gegensatz zwischen dem letzten Tag, den mein Mann in Kalifornien verbrachte und meinem ersten in Bombay! Dem sauberen kleinen Heim in Tiburon an der Bucht von San Franzisko und unserem neuen am Strande von Chapat! Denn endlich hatten wir eine eigene Wohnung gefunden.

Mein erster Blick machte mir klar, daß eine Armee von Kulis zum Reinemachen nötig sein würde, ehe ich daran denken konnte, irgend etwas von meinen eigenen Sachen hineinzustellen.

Mein erster Versuch, mich in einem Stuhl ein Weildchen auszuruhen, hatte genügt, um mich darüber zu belehren, daß die Wohnung die lebendigste Möbelausstattung erhielt, mit der ich je in Berührung gekommen war. Es waren wunderbare, schwer geschnitzte Teak- und Ebenholz Möbel, die unzweifelhaft aus der holländischen oder portugiesischen Epoche stammten.

Jedoch Tage waren nötig, um den Schmutz mit scharfen Bürsten und Desinfektionsmitteln an und aus allen Möbeln zu beseitigen. Als Erstes goß ich literweise Petroleum in alle Ecken und Spalten von Schränken und Mö-

beln. Bei einem Rohrsessel brachte ich mittels eines Schmierkännchens das Petroleum in alle die zahllosen kleinen Löcher, durch welche das Rohr läuft. Schon nach ein paar Spritzern kam die kleine, braune, flache Pest hervor, in dem verzweifelten Bemühen, ihr Leben zu retten, aber keins dieser Tierchen vermochte weiter als ein paar Zentimeter zu kriechen, ehe es der Tod ereilte.

Durch den Koch unseres Freundes, des Ingenieurs, hatte sich in der Bedientenwelt die Nachricht verbreitet, daß ich vorhabe, Leute anzustellen. Das folgende Gesuch nahm mich ganz anzu:

(Die Komik der englisch sein sollenden Wendungen dieses unmorthographischen Briefes läßt sich leider im Deutschen nicht wiedergeben. Er besagt aber etwa folgendes:)

Höchst verehrte Dame,

Ich, Koch Balakram teile Ihnen mit, ich hörte von Uchhaba daß Sie einen Koch in Ihrem Haus brauchen, 30 Rupien zahlen. So bin ich gewillt zu kommen und unter Ihrem Platze zu arbeiten hiermit mein Zeugnis zu wissen von meinem Verhalten. Deshalb unterrichte ich Sie ehrerbietigst ob Sie mich nehmen will. Wenn senden Fahrgeld und 20 Rupien Vorschuß bin ich gleich los. Bitte lassen mich wissen, bald wie Sie können. Ich warte auf Ihr gütigst Antwort.

Ihr ergebster Diener Balakram, Koch gütig, Gruß!

Nachfrage ergab, daß Balakram der Bruder eines Kaschmiri Kochs war. Die beiden waren erst kürzlich aus der Himalajagegend gekommen. Sie waren Brahminen, aber — Wunder aller Wunder! — bereit, für ausländische Frauen zu kochen.

Ein Bengali Arzt schickte uns Rama zu, einen Jungen aus den Bergen, der als «Träger» fungieren sollte. Ein Träger ist eine sehr unbestimmte Persönlichkeit, mit hundert verschiedenen Pflichten. Er kann Reiseführer, Kindermädchen, Haushofmeister, Zimmermädchen, Botengänger sein, jedes für sich selbst oder alles zusammen, je nachdem, was die Gelegenheit erfordert. Rama hatte die Zimmer zu fegen, abzustauben und bei Tisch aufzuwarten. Balakram sollte die Einkäufe im Bazar besorgen und kochen, während der Hausbursche nach den Badezimmern sehen mußte. Balakrams Lohn betrug dreißig Rupien monatlich, Ramas zwanzig, der des Hausburschen zwölf.

Als ich Balakram zum erstenmal nach dem Bazar schickte, um unseren anfänglichen Bedarf an Lebensmitteln einzukaufen, trug ich ihm auf, auch zwei Taubetten, sowie zwei kleine Tische und Hocker mitzubringen.

Nach seiner Rückkehr machte ich mich daran, mit ihm abzurechnen. In seiner Begleitung war ein Kuli, der einen

(Fortsetzung Seite 1192)

Die römische Kaiserin Poppaea

pflegte ihre Haut nur mit Eselsmilch. Milch ist ein uraltes Hautpflegemittel. Machen Sie darum einen Versuch mit der wissenschaftlich anerkannten Nachtcreme „Hawaii“.

Hawaii

Tube Fr. 2.50 Luxustopf Fr. 3.75

Lastex
DOMINA
ORIGINAL

der erste schweizerische Lastex-Gummistumpf gegen Krampfadern, mit Fersen- und Sohlenverstärkung.

1. federleicht
2. nach allen Seiten dehnbar
3. garant. wasch- u. kochecht
4. garant. Schweizerprodukt

Weisen Sie in Ihrem Interesse Nachahmungen mit ähnlich klingendem Namen zurück.

Bezugsquellennachweis durch den Fabrikanten:
P. MÜHLEGG, SCHAFFHAUSEN

Guigoz

Schlechte Verdauung, unökonomische Milchgewichsabnahme des Säuglings.

Das verhindern Sie, wenn Sie **Guigoz** verwenden.

die Milch in Pulverform verwenden.

WORINGER-OLTEN

ALTHAUS

Wächt häscht Toni mit der ächte Klanband chame sich scho ufe Sunntig freue

FRIBERIC TABACCH BRISSAGO

Das radikale Blutreinigungsmittel

ABSZESSIN

großen Korb mit Gemüse und Vorräten zu meinen Füßen niedersetzte. Balakram öffnete sein eigenes Bündel, ein Staubtuch, in welches er Fleisch, Eier und Gewürze eingeknotet hatte. Da man mich gewarnt hatte, vorsichtig zu sein, um nicht betrogen zu werden, ging ich sehr feierlich zu Werke. Als die Liste der Gegenstände zu meinen Füßen ordnungsmäßig verrechnet war, forderte Balakram von mir den Lohn für zwei Kulis.

«Zwei?» fragte ich, denn da war ja nur ein Korb zu meinen Füßen.

«Ja, Memsahib^{*)}, ich mußte noch einen Kuli nehmen, um unsere Betten zu tragen.»

Diese Betten waren aus ganz leichten Holzrahmen, bespannt mit Stricken. Mit einer Hand konnte ich leicht eins davon vom Boden aufheben.

«Was, du hast einen Kuli bezahlt, um dein Bett nach Hause zu tragen?»

«Ja, Memsahib.»

Ich schwieg, da ich über die Bazar-gewohnheiten nicht genug Bescheid wußte. Später fragte ich meinen Mann.

«Sicherlich würde weder er noch dein Träger ihre eigenen Betten vom Bazar nach Hause tragen. Das ist Kuliarbeit. Sie stehen über solch erniedrigender Tätigkeit.»

Nachdem ich Balakram engagiert hatte, dachte ich, alles sei nun in Ordnung, aber er kam mir mit einer beunruhigenden Frage.

«Wer wird das Geschirr waschen, Memsahib?»

Ich hatte es als ganz selbstverständlich betrachtet, daß er es tun würde, gerade so wie Uthaba, der Koch unseres Freundes, es in dessen Haus getan hatte. Nein, o nein, er, ein Brahmine, könne mein Geschirr nicht waschen, noch sei Geschirrwaschen die Arbeit des Trägers. Balakram mußte ganz einfach einen Helfer haben, der ihm das Tafelgeschirr und das Küchengeschirr wusch.

Ich machte mir Sorge darüber, daß die Wohnung kein besonderes Zimmer für die Diener hatte, aber man versicherte mir, daß es so etwas einfach nicht gebe. Diener schliefen, wo sie konnten, auf dem Korridor, den Verandas oder in der Küche. Ihr Bettzeug und ihre unbenutzte Kleidung werde morgens aufgerollt und in irgendeiner leeren Ecke verstaut.

^{*)} Ehrentitel für weiße Frauen (=gnädige Frau)



Pfadfinderzelte? Nein, diese seltsamen Eispyramiden sind die Ueberreste eines zurückgegangenen Gletschers im Karakorum-Gebirge

Als ich während der ersten paar Tage die Küche betrat, standen die beiden Tische da, fleckenlos und unberührt. Alles war auf dem Boden, Gemüse, Tischgeschirr, Töpfe, Pfannen, Staub- und Geschirrtücher. Eine gewaltige Schlacht hob zwischen mir und dem Koch an. Er schien sehr willig, mir bei meinen Bestrebungen zu helfen, meine Küche zum mindesten auf Tischhöhe zu heben. Aber auf irgendeine seltsame Weise waren die Sachen jedesmal, wenn ich unerwarteterweise in die Küche trat, wieder auf den Boden gerutscht. Nach Wochen nutzlosen Aufruhrs siegten die Gemüse- und Kochtöpfe und blieben am Boden.

Trotzdem, Balakram war zu allen Zeiten unentwegt

munter und willig. Wir gewannen ihn wirklich lieb. Er tat auch seinerseits Außerordentliches, um uns gefällig zu sein. Meine Achtung vor ihm stieg sprunghaft, als ich herausfand, daß er regelmäßig seine Mußezeit damit verbrachte, in einem gewaltigen, in Papier gebundenen Buch mit dicker, schwarzer Schrift zu lesen. Endlich hatte er eine wirkliche Verwendung für einen der Tische gefunden. Dann saß er hoch auf dem Hocker, seine dünnen Beine um die des Stuhls geschlungen, das Buch offen auf dem Tische vor sich. Wenn er so dasaß, seinen turbanbekleideten Kopf auf die Hand gestützt, las er, wie ich herausfand, nichts Geringeres als das Ramayana^{*)}, jenes

^{*)} Das große indische Volksepos mit dem Helden Rama

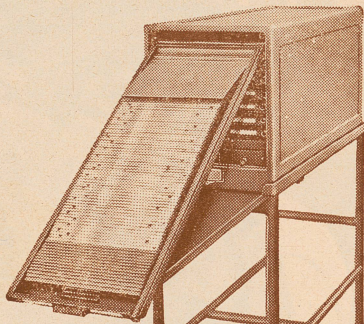
ORDEX

die schweizerische

SICHTKARTEI

ist heute in jedem

Betrieb unentbehrlich



ist wie das Auge des Meisters, das alles sieht — alles weiß.

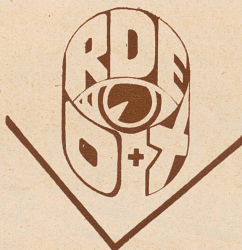
erhöht den Umsatz, schützt vor Verlusten, bringt Zeit- u. Geldersparnis.

Besuchen Sie unseren Stand an der Schweiz. Bürofachausstellung vom 13. — 16. September in der Tonhalle Zürich, Pavillon Stand Nr. 8

TELEPHON 32.738

HENRY MICHEL & Co., ZÜRICH

Sihlporte / Löwenstraße 3



Gleiten Erweichen Lindern

Das sind die Wirkungen, die Ihnen Palmolive-Rasiercreme sichert...

1. *Auf die Klinge* : Leichtes, müheloses Gleiten.
2. *Auf den Bart* : Vollständiges Erweichen.
3. *Auf die Haut* : Stärken und Lindern, infolge des Olivenöles, das die Grundlage für die Herstellung bildet.

Kaufen Sie noch heute eine Tube, und gebrauchen Sie sie bis zur Hälfte. Wenn Sie dann nicht zufrieden sind, senden Sie die halbgeleerte Tube an die Palmolive A.G., 15, Talstrasse, Zürich. Sie erhalten den vollen Wert zurückerstattet.



NEUER
PREIS : FR. 1.50

große Epos Indiens, welches zugleich seine Heilige Schrift ist.

Es wurde mir klar, daß Balakram in der Tat kein gewöhnlicher Diener war. Nicht einer von einer Million Indern kann lesen.

Ich war gewillt, meinen Dienern alles zu geben, was ich selbst aß, und einverstanden, daß sie es sich in jeder ihnen passenden Weise zubereiteten. Im übrigen hatte ich wenig Ahnung davon, was für Mengen nötig seien, um den Bedarf zu decken.

Tatsächlich schien es mir, daß die Vorräte sehr rasch verschwanden. Ich war aber mit meinem Zeichen beschäftigt und voll Eifer, dieses wunderbare, neue, überfließende Leben in Bombays Straßen zu beobachten. So ließ ich alles ohne weitere Gedanken in den Händen Balakrams des Brahminen, der die großen indischen Epen in seiner Küche las, während das heiße, wimmelnde Leben Bombays draußen seinen Lauf nahm.

Es gab so viel zu beobachten und in sich aufzunehmen. Ich vergaß alles, was ich in den dicken Büchern über Indien gelesen, ehe ich das Land betreten hatte.

Sobald der bengalische Arzt, der uns Rama zugesandt hatte, erfuhr, daß wir eingezogen waren, schickte er seinen Diener mit einem großen Korb voll Gemüse und einem zweiten voll herrlicher Blumen. Auf den Gemüsen lag eine Flasche mit köstlichem Mangogewürz.

Das war nur eine der vielen kleinen Liebenswürdigkeiten, welche die Inder mir, dem fremden Ankömmling, erwiesen. Ich schätzte sie hoch ein. So schmackhaft übrigens das Chutney war, konnte ich es doch nur in kleinen Mengen genießen, da ich mich an scharfe Gewürze noch nicht gewöhnt hatte. Als ich kurz danach an den Schrank ging, fand ich die Chutneyflasche zu drei Vierteln leer, obwohl unser eigener Verbrauch nur zu höchstens einem Achtel daran beteiligt sein konnte. Da mir das nicht geheimer schien, ließ ich Balakram kommen. Dieser murkte mißvergnügt:

«Das ist Rama, dieser Dieb und Sohn eines Diebes», rief er aus. «Ich selbst würde nicht im Traum das Chutney der Memshahib anrühren. Er nimmt von allem zu viel.»

Zufällig schaute ich in den Zuckerbehälter. «Was, auch dieser ist fast leer?» Nach meinen Erfah-

rungen in meinem eigenen zweiköpfigen Haushalt in Kalifornien hätte der Vorrat sicher noch für Wochen reichen müssen. Auch das Reisfaß war fast leer. Von vielen anderen Artikeln war nur noch so wenig vorhanden, daß die Diener sie unmöglich alle hatten essen können.

Balakram sah mich mit den kummervollsten und ehrlichsten Augen der Welt an und legte wieder gegen Rama los.

«Schon gut, Balakram. Von nun an bist du für die Vorräte verantwortlich. Hüte sie gut.»

«Was in aller Welt können sie mit den Vorräten getan haben?» fragte ich Sarang am Abend.

«Ohne Zweifel haben sie sie verkauft und das Geld eingesteckt», sagte er ärgerlich.

Am nächsten Tag kam Rama empört zu mir.

«Memshahib, Balakram hat den Küchenschrank verschlossen und ich habe weder Zucker noch Tee. Was er mir gibt, würde nicht einmal...» — er suchte nach einem Vergleich und zeigte dann auf eine Eidechse an der Wand — «würde nicht einmal diese Eidechse am Leben erhalten, Memshahib. Sagen Sie Balakram, daß er mir die Schlüssel geben soll, Memshahib.»

«Rama», sagte ich streng, «ich bin es, die Balakram beauftragt hat, die Vorräte zu verwalten. Warum hast du Memshahibs Chutney gemaust und wo ist all der Zucker geblieben?»

«Memshahib!» rief Rama entsetzt aus und schaute mich mit tiefbekümmerten, treuen Augen an. «Dieser Dieb und Sohn eines Diebes von einem Brahminen ist derjenige, der all den Zucker für sich genommen hat. Ich würde nie im Traum daran denken, Memshahibs Chutney anzurühren.»

Jetzt war ich meinerseits tief bekümmert. Die Situation deckte sich nicht mit meinen Vorstellungen. Vertrauen wurde also anscheinend doch nicht in gleicher Weise vergolten! Als mir Balakram seine nächste Bazarabrechnung brachte, dachte ich, der Sache von einer anderen Seite beizukommen.

«Balakram», sagte ich, «Rama beschuldigt dich, daß auch du mehr nimmst, als du brauchst.»

Balakram sah noch kummervoller aus als zuvor, so daß ich fast das Gefühl hatte, ich müsse mich entschuldigen.

«Wie könnte ich Memshahibs Sachen nehmen, wenn Memshahib so gut zu mir ist?» jammerte er. «Memshahib ist zu gütig.»

Aber am Ende jeden Monats beliefen sich meine Ausgaben für Verpflegung auf ungefähr dreihundert Rupien. Das schien mir doch allzuviel! Alle hatten mir gesagt, daß Lebensmittel hier so sehr viel billiger seien als in den Vereinigten Staaten, aber dies war sicherlich nicht wohlfeil. Ich fing daher an, mich zu erkundigen. Zögernd wandte ich mich an verschiedene indische Freunde, in der Hoffnung, daß sie meine Fragen nicht als persönliche Neugier empfinden würden. Sie riefen zu meinen Ausgaben aus:

«Aber Frau Das, Sie bezahlen mindestens dreimal zu viel!»

Sehr widerstrebend mußte ich den Schluß ziehen, daß mein Brahmine mich unerhört betrogen hatte. Die Bazarpreise, die er notierte, standen weit über den tatsächlichen Preisen.

Ich war ratlos, was ich tun sollte, denn meine Küche war inzwischen ziemlich sauber geworden und Friede herrschte überall. Balakram machte seine Arbeit gut und war so strahlend, zufrieden und willig, daß ich hilflos war. Am Tage vor dieser verhängnisvollen Erörterung mit meinen indischen Freunden war Balakram in einem neuen Gewande, neuem Hemd und neuer Kopfbedeckung zu mir gekommen. Das Hemd hatte leuchtende orange-farbene und himmelblaue Seidenstreifen, und der Rock war von starkem waschbarem Stoff. Als ich ihn ansah, überkam mich ein Gefühl von Stolz auf sein verändertes Aussehen. Es schien mir so viel mehr Vertrauen und Männlichkeit auszudrücken.

Ich dachte, er habe den Preis für diese Ausstattung aus seinem Lohn bestritten. Jetzt überlegte ich mir die Sache. Alle sagten mir, daß es bei den indischen Köchen allgemeiner Brauch sei, ihrer Herrschaft mehr anzurechnen als sie selbst zahlten, jeweils so viel mehr, wie die Herrschaft sich gefallen läßt. Sie betrachten das nicht als Diebstahl, sie sehen es wie die Provision eines Maklers oder Mittelsmannes an.

Um meiner Diener selbst willen brachte auch ich von da ab Schlösser an meinen Türen an.

(Fortsetzung folgt)

Die Lirite der Jugend

SCHLANK

durch

MIAMOL

(MIAMOLETS)

Miamol-Dragees sind ein Hormon-Präparat, das die Fettsucht bekämpft, dabei unschädlich ist und insbesondere das Herz nicht angreift. Außer den überschüssigen Fettsäuren im Innern trifft Miamol alle Ablagerungen, die Gesicht, Hals, Arme usw. verunstalten. Die Folge einer Miamol-Kur ist daher ein schlanker, rassistischer Körper. Miamol-Dragees (Miamolets) kosten die Schachtel Fr. 4.50, die Kurpackung (dreifach) Fr. 12.-, und sind in allen Apotheken zu haben. Eine Broschüre und Probe sendet Ihnen gerne kostenlos

JOSEFS-APOTHEKE, ZÜRICH 5
JOSEFSTRASSE 93 — ECKE LANGSTRASSE

Havana

WEBER-STUMPEN sind einzigartig!

SCHERK

Die Figur ist wichtig! Und das Gesicht?

Ist es weniger wichtig? Oder hat es etwa mehr Anspruch auf Beachtung? Es wird wohl nicht nur die Frauen, die hier mit „Ja“ antwortet. Denn zu allen Zeiten stand die Gesichtspflege im Vordergrund. Nur wartet man heute nicht mehr bis

Man reibt das Gesicht mit Scherk Gesichtswasser ab, zumindest morgens und abends. Eine wunderbar belebende, prickelnde Wirkung geht davon aus. Es reinigt intensiv, erhält die Haut zart elastisch, jung

● Und noch etwas: Sicherlich haben Sie schon oft nach einem guten Puder gesucht. Lassen Sie sich einmal Mystikum-Puder den guten Scherk Puder zeigen ● Scherk Gesichtswasser ist nur echt in Originalflaschen mit der Bezeichnung Scherk

Verjüngt den Teint

Generalvertretung für die Schweiz: A. Weyermann jun., Zürich 24

Sanatorium Kilchberg bei Zürich

Private Nerven-Heilanstalt

Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten, Epilepsie-Behandlung und Entziehungskuren, Psychotherapie, physikalische Behandlung und Arbeitstherapie

Offene u. geschlossene Abteilung, 150 Betten.

Große eigene Ökonomie. Prächtige Lage in großem Anstaltspark mit Aussicht auf Stadt, See und Gebirge, in unmittelbarer Nähe von Zürich. Bootshaus. Gelegenheit zu jed. Sport.

Verlangen Sie bitte Prospekte

Bes.: Dr. E. Huber-Frey, Ärztl. Leitung: Dr. H. Huber u. Dr. J. Furrer

Kuchen und Torten

werden luftiger, feiner im Geschmack und geraten Ihnen besser mit

Paldol

Scholl's Zino-pads

beseitigen rasch und sicher

Hühneraugen

Hornhaut-Ballen in allen Apotheken, Drogerien u. Scholl-Depots erhältlich

1.50 p. Schachtel

Scholl's Fußpflege, Bahnhofstraße 73, Zürich